

ihnen die Wählerarbeit gelungen war, trugen sie auch kein Bedenken mehr, den im vorigen Herbst beschworenen Frieden zu brechen und sich offen auf die Seite der Feinde der Abtei zu stellen, deren große Anzahl es erhoffen ließ, daß es endlich gelingen werde, die immer unbequemer werdende Macht des triegerischen Abtes zu brechen. War dies erst geschehen, dann konnten die edlen Herren, die nach unseren heutigen Begriffen nichts weiter wie gemeine Räuber und Strauchdiebe waren, ganz nach Belieben das unglückliche Land brandschaden, ohne befürchten zu müssen, daß ein Stärkerer ihrem ruchlosen Treiben Einhalt gebiete.

Wie schon seit Wochen, hatten sich auch heute wieder eine Anzahl der mit den Ebersburgern verbündeten Ritter auf der Feste versammelt, um Kriegspläne zu entwerfen. In dem hingewölbten Palas des Hauptbaus saßen sie an einer langen Eichentafel — lauter trotzig blickende Männer, welchen das Lafer auf der Stirne geschrieben stand. Den besten Eindruck von ihnen machten noch die drei Ebersburger Ritter selbst, besonders der Jüngste, Heinz von Ebersburg, ein schöner Mann, der in seinem ganzen Wesen etwas Gemessenes zeigte und, anstatt in das Zohlen der zum Teil schon trunkenen Zechgenossen einzustimmen, stumm vor sich hinsah und manchmal wie mißbilligend den Kopf schüttelte. Die beiden älteren Brüder Albrecht und Hermann, zwei hochgewachsene Männer von derbem Aussehen, schienen dagegen Gefallen an dem fröhlichen Treiben zu finden, denn fortwährend munterten sie die Gäste mit derben Scherzworten zum Weitertrinken auf und stimmten laut in den Jubel ein, wenn auf die in der bevorstehenden Fehde zu vollführenden Thaten angestoßen wurde. Wenn die Ritter nur einen Bruchtheil der Berwegenheit und Stärke in dem Kampfe bewiesen, deren sie sich hier hinter dem Becher rühmten, dann stand es um die Sache des gemeinsamen Feindes schlimm; daß dieser schließlich unterliegen müsse, schien allen eine ausgemachte Sache zu sein, denn hin und wieder begannen sie schon miteinander darüber zu streiten, in welcher Weise der Preis des Sieges zu verteilen sei. Besonders einer der Zecher, ein Mann mit braunrotem Gesicht und langem Schnauzbart, tat sich bei diesen Prahlereien hervor, indem er mit dröhnender Stimme und wildrollenden Augen seine eigene Stärke und die Tapferkeit seiner Knechte pries und sich vermaß, es allein an der Spitze der Seinigen mit der Streitmacht der Fuldaer Abtei aufzunehmen. Eben hatte er wieder mit der Faust auf den Tisch geschlagen und gerufen:

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich den Fingerhut (Spottname des Abtes Bertold von Leibholz) nicht lebendig fange! Will ihm die Lust am Waffenhandwerk vertreiben und ihm eine Vitaneiz vorsingen, daß ihm die Ohren gellen. Baumeln muß mir der Erschelm, so wahr ich Gise von Steinau heiß!“

Die anderen Zecher schienen von diesen Versicherungen wenig überzeugt zu sein, denn mit vielsagenden Blicken sahen sie sich gegenseitig an und zuckten die Achseln, als hegten sie Zweifel an dem Mannesmut des Sprechers. Aber das Antlitz des Heinz von Ebersburg flog sogar ein geringschätziges Lächeln, und mit einer verächtlichen Gebärde schien er Herrn Gise Schweigen anempfehlen zu wollen. Das reizte aber diesen zum Born, und sich schwerfällig erhebend, brüllte er über den Tisch hinüber:

„Glaubst du mir etwa nicht, Heinz Ebersburg, und wähest du, ich bring' es nicht zuwege, den Fingerhut an fassen?“

Wieder machte Heinz von Ebersburg eine abweisende Gebärde und entgegnete trocken: „Spar deine großen Worte, Gise, und laß uns lieber Taten von dir sehen!“

„Was willst du damit sagen?“ fuhr Herr Gise von Steinau grimmig auf.

„Daß du ein Maulheld bist, der besser schweigen sollte, anstatt sich mannhafte kühner That zu rühmen! Mit Prahlereien schlägt man keinen Feind!“

„Höll' und Teufel — daß wagst du mir zu bieten — mir, vor dessen Name der ganze Gau erzittert?“

„Wer zittert vor dir? Alte Weiber und arme Bäuerlein, die sich nicht wehren können, wenn du ihnen das letzte Kind aus ihren Ställen holst — doch eines mannhaften Gegners Schreden bist du nimmer!“

Es war merkwürdig, daß diese in bitterem Hohn ausgestoßenen Worte nicht noch mehr reizten, sondern eher eine beschwichtigende Wirkung auf Herrn Wisse ausübten. Mit einer Miene, als wäre ihm eine unverdiente Kränkung widerfahren, erwiderte er, sich an die beiden anderen Ebersburger wendend:

„Seit wann ist es denn Brauch hier auf der Ebersburg, daß man den Gast mit schändlichen Worten tränkt? Ihr duldet, daß mir Schimpf von eurem Bruder widerfährt?“

„Wäg' doch nicht jedes Wörtlein so genau, Wife!“ erwiderte ihm der älteste der Ebersburger, und der zweite fügte hinzu:

„So böß hat es der Heinz gewißlich nicht gemeint! Nicht wahr, Heinz?“

„Ist es ein Schimpf, wenn ich die Wahrheit sag'?" fiel der Gefragte heftig ein. „Dem Gise liegt es noch bei mir im Salz vom Treffen an der Nibba her! Da hat er mich mit seinen Reifigen im Augenblick der höchsten Not verlassen — ist feig entwichen vor dem Radenzeller, so daß ich um ein Haar verloren war!"

Gise von Steinau wollte wieder auffahren, doch Albrecht von Ebersburg, der sich erhoben hatte, schnitt ihm mit einer beschwichtigenden Handbewegung das Wort ab und rief:

„Laßt endlich doch die alten Geschichten begraben sein! Wir sind hierhergekommen, um den Beginn der Fehde zu beraten, doch nicht, um Streit und Hader zu beginnen. Nur Einigkeit macht stark! Spül deinen Groll mit einem Becher Wein hinab, Freund Gise, und erzähl' uns eine von deinen seltsamen Geschichten!“

„So recht — der Gise soll erzählen; dazu hat er das Zeug! Trägt immer einen Sack voll Jagdgeschichten nach! Erzähl' uns, Gise, wie du damals den großen Bären in dem Sack fangst!“

So schien die Becher lachend durcheinander und erhoben die Becher, um Herrn Gise zuzutrinken. Dieser hatte sich mit unwilligem Geburme wieder niedergelassen und warf giftige Blicke nach Heinz von Ebersburg. Besondere Lust zum Erzählen schien er nicht zu haben, denn auf alles Drängen erwiderte er schließlich mürrisch:

„Laßt mich in Ruhe — habe keine Lust! Ihr glaubt ja doch nicht, was ich euch erzähle, und laßt mich aus! Wenn's auch die reinste Wahrheit ist, so nennt ihr doch mich einen Zugschäppel!“

„Beileibe nicht, Freund Gise — wir glauben dir es zweimal!“ wurde ihm von einem der Ritter entgegnet. „Das weiß man doch, daß du nicht lügen kannst! Frisch, lege los! Wie ging es zu auf jener Bärenjagd?“

„Wenn ihr es mit Gewalt denn wissen wollt, so höret zu, und wer's nicht glaubt, der mag es bleiben lassen. Deswegen ist's nicht minder wahr — so wahr, wie ich den Becher hier auf einen Zug leert.“

Herr Gise setzte den geleerten Becher auf den Tisch, lehnte sich in seinem Sessel zurück und sah mit verschwommenen Angeln im Kreise umher. Dann begann er:

„Ein lustig Stücklein war's, wie ich den Bären damals fing. Das Untier hauste an der 'Reimern Wand', tief im Gebirg, in einer Höhle, wo ihm weder mit dem Spieß noch mit den Klauen beizukommen war. Allnächtlich zog der zottige Gesell auf Raub hinaus und würgte Lamm und Kind in Stall und Pferch, so daß er zum Schreden aller Dörfer im Umkreis ward. Oft trachtete ich, mit der Meute ihn zu stellen, doch stets umsonst — der Schlaue wußte jedesmal mir zu entrinne'n. Da beschloß ich, ihn mit List zu pressen. Auf eine lotrecht steile Felsenwand ließ ich ein Brett von meinen Knechten legen, dergestalt, daß das eine Ende frei über die Tiefe ragte. Dies Ende war mit Honig dick bestreichen, und unten an dem Felsen, da hatt' ich einen weiten Sad gespannt. Ihr wißt ja, wie die Bären den Honig lieben; der süße Duft lodt sie aus weiten Fernen herbei. Nun gut — ich lag noch keine Stunde auf der Lauer, da trottete der Meister Pez heran und schnupperte begierig nach dem Köder. Erst schien er nicht zu trauen und windete nach allen Seiten, dann trat er langsam auf das Bord, und was nunmehr geschah, könnt ihr euch denken. Zäh schnellte das Brett empor, und kopfüber purzelte der Bär in meinen Sad — es war zum Lachen! Rasch sprang ich dann hinzu und hab' den Sad mit einem Strid fest zugebunden. Ganz einfach fängt man so mit Listen einen Bären!“

Siegesbewußt sah der Erzähler im Kreise der Zecher umher, die in schallendes Gelächter ausgebrochen waren und ihm zuriefen:

„Brav, Bärenfänger! Du bist fürwahr ein Teufelskerl, Freund Gise!“

(Fortsetzung folgt.)

Heimgesunden.

Don E. Fries,

(Rechtstund verboten.)

Sanz unverständlich ist mir Böhmer", sagte Herr Wiener-Paulinengue zu seinem Nachbar. Die Herren hatten erst soeben an ihrem Stammtisch Platz genommen.

„Ja, nicht wahr? Es ist mir auch aufgefallen, wie farblos seine Rede, auf die wir doch so große Hoffnungen setzten, gehalten war“, erwiderte Herr Struwe-Engersburg.

Andere mischten sich ein. Im Augenblick war Herr Böhmer das Tischgespräch der kleinen Tafelrunde, die sich nach einer Sitzung der Bechen- und Hüttenbesitzer bei Warbach zum Mittagessen zusammengefunden hatte.

„Seine Frau soll krank sein“, wußte einer der Herren.

„Aber doch wohl nicht ernstlich?“ fragte ein anderer.

„Dort kommt er selbst“, sagte Schulze-Hattenheim, der den Esplatz hatte und das ganze Lokal übersehen konnte. „Man könnte ihn fragen“, fügte er, da er mit Böhmer befreundet war, mit einer gewissen Unsicherheit im Ton hinzu.

nicht in Gefangenschaft geraten! Dann ade, ihr Träume von der Rückkehr in das Vaterhaus!

Jeder Nerv spannte sich: Hörte er nicht das Stampfen näherkommender Soldaten? Nein, es mußte eine Täuschung gewesen sein. Und da — doch wieder — waren es die Seinen oder die Feinde? Jürgen von Böhmer hielt es nicht länger aus, er schied eilen von seinen wenigen Leuten zurück, daß er die Nachkommen den zu höchster Eile ansporne. Als er sich umdrehte, sah er in der Ferne feindliche Truppen sich nähern. Alles Blut drängte ihm zum Herzen. Er durchlebte furchtbare Minuten. Der Weg, den die Deutschen kommen mußten, führte so durch Dünen und Wald, daß er sie erst würde sehen können, wenn sie dicht vor ihm wären. Wehe aber, wenn sie zu spät kamen!

Finster starrten seine Blicke, sein Antlitz war bleich vor Aufregung. Ihm durfte es nicht geschehen, daß er zur Untätigkeit in Feindesland verdammt wurde, denn ihm ging es um mehr als Leben oder Tod, Ruhm oder Ehre!

Seine Hände krampften sich. „Lieber Gott, hilf!“ murmelten seine Lippen. Schon waren die Feinde ganz nah, in wenigen Minuten mußte sein Schicksal sich entscheiden. Da, im Augenblick der höchsten Not kam etwas um die Biegung. — Gott sei gelobt — es waren deutsche Soldaten! Im Handumdrehen war ein Gefecht im Gange, auf beiden Seiten wurde mit Erbitterung gekämpft, aber als die Sonne glüht im Meere versank, hatten die Deutschen die Brücke erobert.

Jürgen von Böhmer war schwer verwundet. Wie ein Gnaden gescheit empfand er seine Schmerzen und seine tödliche Schwäche. Mit keinem Gedanken kam ihm der Wunsch, leben zu wollen. Nach einigen Tagen bat er die Schwester, die ihn pflegte, seinen Vater im Falle seines Todes zu benachrichtigen. „Schreiben Sie ihm, ich sei ganz glücklich gewesen, daß ich gut machen durfte“, sagte er und eine Träne schlich ihm über die eingesunkene Wange. Und dann ganz leise: „Und grüßen Sie meine Mutter.“

Schwester Erika hielt es für richtiger, den Tod ihres Pfleglings nicht abzuwarten. Der arme Junge verging vor Heimweh, und an ihr sollte es nicht liegen, wenn er seine Eltern nicht mehr wiederseh. Den ersten freien Augenblick benutzte sie zu einem Brief an den großen Hüttenbesitzer, der ihr dem Namen nach längst bekannt war. Aber sie beschränkte sich nicht auf die wenigen Angaben, die der Schwerverranke ihr gemacht hatte, sondern sie fügte aus ihrem eigenen Antriebe noch mancherlei hinzu. Daß er das Eisenerz Kreuz erster und zweiter Klasse habe, und daß er für die letzte Heldentat ohne Zweifel zum Leutnant befördert werden würde und — daß er seine Leiden zwar trage wie ein Held, aber offenbar an unaussprechlicher Sehnsucht nach seiner Mutter franke.

Frau von Böhmer hatte in den langen Jahren ihrer Ehe ihren Gatten noch nie weinen sehen. Sie blühte erstaunt von ihrer Zeitung auf, als ein eigentümlicher Ton an ihr Ohr schlug, wie ein unterdrücktes Schluchzen. Auf der Stelle wußte sie, daß es sich nur um Jürgen handeln könne. Alle heiße Angst und die zitternde Sorge ihres Mutterherzens, die sie keiner Menschenseele anvertraut hatte, erhob sich riesengroß. Aber nur einen Augenblick. Dann hatte sie sich wieder in der Gewalt. Sanft legte sie ihre Hand auf die ihres Mannes.

„Was ist dir?“ fragte sie weich.
„Da lies“, antwortete er und schob ihr das Briefblatt hin. Eng hielten die Gatten sich umschlungen, als sie gelesen hatte. Ihre Tränen flossen unaufhaltsam. Aber es waren keine schmerzlichen Tränen, es war vielmehr ein befreiendes Ausströmen lange zurückgehaltener, verborgener Schmerzen.

„Wann reisen wir?“ fragte Frau von Böhmer plötzlich.
„Ihr Gatte mußte lächeln. „Wann kannst du?“ fragte er zurück. „Sofort.“

Sein Lächeln vertiefte sich. So schnell war Nothilfe in fünfundzwanzig Jahren noch nicht bereit gewesen. Er mußte ihr ordentlich klarmachen, daß es so rasch, wie sie dachte, in Kriegszeiten gar nicht ginge.

Immerhin öffneten sich dem hochangesehenen Manne willig alle Türen, an die er klopfte, und am dritten Tage, nachdem der Brief der Schwester bei ihnen eingetroffen war, erreichten die Eltern das große Kriegsblazarett, in dem ihr Sohn weilte. Ein seliges Lächeln breitete sich über sein bleiches Antlitz, als er sie erkannte.

„Mutter, kommst du endlich?“ flüsterte er kaum vernehmlich.
„Ded' mich zu — willst du? So wie du kann es keiner; mich hat immer gefroren.“

Frau von Böhmer nahm die Dede und steckte sie an einer Stelle des Mädchens fest, so wie sie es bei dem Knaben vor vielen Jahren in Krankheitsfällen getan hatte. Er sah nach ihrer Hand und hielt sie fest in der seinen, während er den Kopf zur Seite neigte, um einzuschlafen für immer.

Hausmütterchen.

Humoreske von Paul Blü. (Nachdruck verboten.)

Ein schöner Sommertag. Die Vormittagssonne scheint hell und warm durchs Fenster herein.

Lucie sitzt am Nähtisch und führt emsig die Nadel. Sie ist so in die Arbeit vertieft, daß sie erst, als ziemlich energisch an die Tür gepocht wird, aufsieht und „Herein!“ ruft. Die Freundin kommt, Fräulein Meta Bergmann — eine Dame von zwanzig Jahren, groß und schlank, ein geistvolles, aber ein wenig zu blasirtes Gesicht, schnelle, hastige Bewegungen und große sprechende Augen. Sie trägt ein modernes Radfahrerkostüm, so männlich, wie es die gute Sitte nur gestattet, und paßt aus vollen Zügen an einer langen, biden Ägypter.

„Guten Morgen, Kleine!“ ruft sie etwas von oben herab, reicht Lucie die Hand und fragt spöttelnd: „Na, schon wieder Hausmütterchen?“

Lucie nickt lächelnd und erwidert dann gutmütig: „Was bleibt mir anders übrig? Ich habe niemand, der mir meine Arbeit tut. Ich muß arbeiten!“

„Muß“, meinte die andere, „wie das klingt. Kein Mensch muß müssen, sagte schon Goethe.“

„Ich glaube es war Lessing.“
„So — na, mir auch recht; jedenfalls ist's ein vernünftiger Ausspruch. Abgesehen verstehe ich dich nicht: deine Eltern sind doch wohlhabend genug — weshalb sitzt du denn hier Tag für Tag beim Nähzeug?“

„Es macht mir Spaß, zu arbeiten.“

„Zu arbeiten — selbstverständlich! Aber nicht solche Arbeit! Das war ehemals, heute finden die Töchter aus gutem Hause etwas anderes, Wichtigeres, zu tun — wir sind doch nun mal moderne Menschen!“

„Ach, liebe Meta, mit dem Wort „modern“ wird sehr viel gesündigt, und es scheint mir beinahe, als brauchtest du es ein bißchen zu oft.“

„Das scheint dir?“ Die Freundin, ein wenig beleidigt, lacht laut und schrill auf. „Aber du bist nicht nur nicht modern, sondern im höchsten Grade unmodern!“

„Ach, was du sagst!“

„Zawohl, mein Kind, das bist du! Du bist das junge Mädchen von ehemals, mit „züchtigen, verschämten Wangen“, wie Lessing so schön sagt.“

„Diesmal war es Schiller!“

„Na, auch gut! Du bist das kleine Bähmchen, das sich getrost einfangen läßt von dem sogenannten Herrn der Schöpfung, das immer nicht, immer ja sagt und immer zustimmen ist. Du bist ganz so das Bild der Frau, die seit Jahrhunderten ins Joch gespannt und geknechtet ist, nur um den Männern das Leben angenehm zu machen!“ Davon aber, daß das Weib heute ganz andere Ziele erstrebt, davon hast du keinen blassen Schimmer! Spiel du nur getrost das Hausmütterchen weiter, du bist ganz an deinem Platze!“

„Na und du? Willst du vielleicht nicht auch mal einen Hausstand gründen?“

„Vorerst gewiß nicht! Erst will ich das Leben kennen lernen und meine Kraft daran stählen.“

„So, so!“ lacht Lucie ganz fein.

„Was willst du denn mit deinem „so, so“ sagen? Das klingt ja gar zu geheimnisvoll.“

„Ich, es schien mir, als interessierstest du dich für einen Herrn.“

„Unfinn! So was gibt's bei mir gar nicht!“ sagt Meta kurz, kann aber ein leichtes Erröten nicht ganz verbergen. „Abgesehen, wen meinst du denn eigentlich?“

Ruhig weiternähernd, sagt Lucie: „Ich dachte an Wolfram.“

Einen Augenblick loht im Gesicht der Freundin eine neue Blut auf, dann aber bezwingt sie sich und meint ganz leichtsin: „Woher kennst du denn Herrn Wolfram?“

„Aber, das weißt du nicht? Er geht ja schon seit einem Vierteljahr bei uns aus und ein.“

Jetzt wird die andere immer erstaunter. „Keine Ahnung hatte ich davon! Abgesehen hast du diesmal recht, er ist ein interessanter Mann!“

„Nicht wahr?“ sagt Lucie nur, beugt sich aber ganz tief über ihre Arbeit.

„Und ein so verständiger Mann, so ganz anders als diese Durchschnittsforten! Gestern traf ich ihn im Frauen-Reformverein, da hörte ich zu meiner Freude, daß er für unsere Sache das vollste Verständnis hat.“

„Ja, er hat auch Papa von dir erzählt.“

„Wirklich? Ach, liebste Lulu, was hat er denn von mir gesagt? So sprich doch, Luluchen!“

„Aber, liebe Meta, du bist ja ganz erregt; ich denke so etwas interessiert dich gar nicht?“

ihnen die Wäl
mehr, den im
und sich offen
große Anzahl
immer unbequ
brechen. Was
die nach und
Räuber und
liche Land br
Stärkerer ihre

Wie schon
Anzahl der n
Feste versamm
gewölbten Pa
tafel — laute
der Stirne g
machten noch
Jüngste, Hein
ganzen Wesen
Johlen der zu
stumm vor sich
schüttelte. Die
zwei hochgew
dagegen Gefal
während man
Weitertrinken
auf die in de
taten angestof
der Verwirrer
sie sich hier h
Sache des ge
unterliegen m
denn hin und
streiten, in we
Besonders ein
und langem
indem er mit
eigene Stärk
vermaß, es all
der Fußbaer
Faust auf den

„Der Teuf
name des M
Will ihm die
Litanei vorsin
mir der Erzsch

Die ander
wenig überzeu
sich gegenfeitig
an dem Mann
von Ebersbur
einer verächtl
anempfehlen
sich schwerfälli

„Glaubst d
du, ich bring'

Wieder m
bärde und en
und laß uns

„Was will
grimmig auf.

„Daß du e
sich mannhaf
man keinen P

„Höll' und
dessen Name

„Wer zitte
sich nicht we
ihren Ställen

bist du nimme

Es war me

Worte nicht
tigende Wirtu

als wäre ihm

er, sich an die

„Seit wann
man den Gast

Schimpf von

„Wag' doc
ihm der ältest

„So böse
wahr, Heinz?

Der angesehene Volkswirtschaftler kam mit einem selbstsam leeren Lächeln um den Mund näher. Keiner seiner intimen Bekannten wagte sich an ihn heran. Er ging höflich grüßend vorüber. Als er außer Hörweite war, sagte der Abgeordnete Reichmann, der allgemein für einen Dichter galt: „Der Mann sah ja aus, als ob alles vor ihm ver-sänke... Haben Sie nicht den Ausdruck in den Augen gesehen? Als ob er am Abgrund stünde! Ich sollte mich gar nicht wundern, wenn—“

Es blieb unklar, was ihn nicht wundern würde. Jedenfalls tat er sich später viel darauf zugut, als bekannt wurde, daß leichtsinnige Spekulationen

seines Sohnes den Güttenbesitzer Böhmer fast um seinen ganzen Wohlstand gebracht hatten. Gerade in den Tagen, als Böhmer die große Rede im Verein halten sollte, um seinen Vorschlägen über die Kohlenversorgung des Reiches im Kriegsfall Geltung zu verschaffen, brachen die Mißsposten über ihn herein.

Der Schluß war, daß er den Sohn verließ. Das hatte die Mutter auf das Krankenbett geworfen, und es war nur zu begreiflich, daß unter solchen Verhältnissen selbst die eiserne Selbstzucht des ernstesten Mannes keine rednerische Meisterleistung zuwege brachte, wie sie die Umstände von ihm heischten.

Längst hatte er die Scharte ausgeweht. Die neue Vorlage über die Tarifiermäßigung hatte zum großen Teil seiner Ver-

Die Geschäfte des Vereins hatte er mit dem Geschick geleitet, das man an ihm von jeher bewunderte. In den Vorbesprechungen und in den Verhandlungen mit den andern Parteien hatte Herr Böhmer stets sein gewohntes organisatorisches Talent bewiesen, immer mit diesem selben tiefen Ernst, der seit dem Unglück mit dem Sohne gar nicht von seiner Stirne gewichen war.

Wie es in Wahrheit in ihm aussah, was es ihn kostete, in dieser gewaltigen Zeit, da auch der letzte von Deutschlands Söhnen sich zu der Fahne drängte, nicht zu wissen, wo sein Einziger weilte, ob er versucht hatte, die Heimat zu erreichen, und ob es ihm ge-

lungen war, davon konnte sich wohl niemand ein Bild machen, selbst seine Frau nicht, die in ihrer Weise gewiß nicht weniger litt als er. Sie empfanden beide, daß es für so ungeheure Schmerzen nur eine Trösterin gab — Arbeit. Kopfüber stürzten sie sich hinein, und wirklich gelang es ihnen zuweilen, den ewig bohrenden Kummer vorübergehend zu betäuben.

Der, dem all diese Sorgen galten, war nicht so weit von der Heimat fort gewesen, wie die Eltern sich vorstellten, als der Krieg begann. Jürgen von Böhmer war auch nicht so tief gesunken, wie sein Vater in seiner gerechten Enttäuschung glaubte. Er war ins Unglück gekommen, wie schon so mancher vor ihm. Schlechte Gesellschaft hatte sich an ihn herangedrängt, und er, das vermögende Kind des Reichthums, hatte sich nur zu willig in den Strudel hinzuziehen lassen. Als ihm die Augen aufgingen, war es zu spät.

Er empfand, daß er nicht wieder als Offizier in das Heer eintreten könnte, daß er unter so traurigen Umständen hatte verlassen müssen. So meldete er sich als Kriegsfreiwilliger bei einem Regiment an der Grenze.

Man erkannte gar bald seinen Ernst, seinen Eifer und vor allem seine Vertrautheit mit militärischen Dingen. Nach kurzer Frist schon war er Unteroffizier, dann Bataillonswachtmeister. Ganz allmählich kehrten ihm Mut und Selbstvertrauen wieder.

Wenn er nun den Eltern zeigen könnte, daß er doch nicht ganz schlecht war! Zaudernd hätte er sich in die Schlacht stürzen mögen, um mit seinem Herzblut seine tiefe Reue zu besiegeln. Aber es war, als wäre er geübt. In den großen Kämpfen in Belgien war seine Batterie wiederholt stark mitgenommen



Das königliche Schloß in Bukarest, in dem der entscheidende Kronrat über den rumänischen Treubruch unter dem Vorsitz des Königs Ferdinand stattfand.



Palazzo Venezia in Rom,

der Sitz der österr.-ungarischen Gesandtschaft am päpstlichen Stuhl, wurde von der italienischen Regierung enteignet.

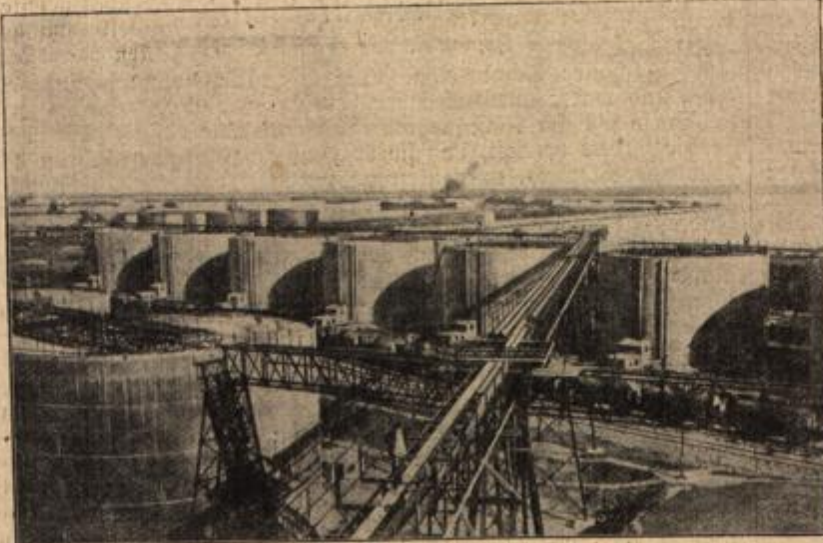
mittelung ihre schnelle Erledigung zu danken, von Heimeren, darum aber nicht weniger wichtigen Sachen ganz zu schweigen. Nur im persönlichen Verkehr machte sich eine Veränderung bemerkbar. Er zog sich noch mehr als sonst in sich selbst zurück. Die andauernde Krankheit seiner Frau gab den besten Grund ab, alle Gesellschaften zu meiden. Nie wäre es einem Menschen, auch dem besten Freunde nicht, gelungen, ihm eine Auserung über den tiefen Kummer, der auf ihm und seinem Hause lastete, zu entlocken. Man wußte nur, daß der Sohn den bunten Rod hatte ausziehen und außer Landes gehen müssen.

Allmählich wandte sich das Interesse neuen Ereignissen zu. Nur als der Krieg begann, wurde hier und da die Frage erörtert, ob wohl der junge Böhmer auch mitgehen würde. Niemand wußte Bescheid. Niemand wagte den Vater zu fragen.



König Konstantin I. von Griechenland.

in Belgien war seine Batterie wiederholt stark mitgenommen



Petroleumtanks im rumänischen Hafen Constanza, den unsere Flugzeuge mit Bomben belegten. Phot. V. J. G.

worden, nur ihn, der so gerne sein junges Leben geopfert hätte, schien jede Kugel zu meiden. Längst hatte er das Eisenerne Kreuz zweiter Klasse. Als ihm auch das erste Klasse verliehen wurde, stürzte sein Vater, der die Liste durchsah. Sollte Jürgen? Ach nein, wie konnte er sich solchen Hoffnungen hingeben! Außerdem — sein Junge war Leutnant gewesen und würde jetzt im Kriege ohne allen Zweifel wieder als Leutnant eingestellt worden sein. Dann würde er doch der Mutter einmal Nachricht gegeben haben!

Aber Jürgen von Böhmer hatte es sich in den Kopf gesetzt, entweder seinen Namen wieder zu Ehren zu bringen, oder seine Eltern sollten nie wieder von ihm hören. — „Kein schöner Tag ist in der Welt, als wer vom Feind erschlagen —“, so sang und klang es unaufhörlich in seiner Seele. Das Lied hatte für ihn noch eine weit tiefere

Bedeutung als für die andern, die nur sterben wollten für das Vaterland. Er wollte fürs Vaterland sterben, um für die Eltern zu leben!

Durch graue Nebelschleier hob sich die Sonne wie ein blutroter Ball aus dem Meere empor, als Jürgen von Böhmer den Auftrag erhielt, mit

Freiherr von dem Bussche-Saddenhausen, der bisherige deutsche Gesandtschaftsträger in Bukarest.



denken, weit war der Weg! — Eine Patrouille kam aus der Richtung, die sie einschlagen sollten, Böhmer und seinen Leuten entgegen. Ja, die Brücke sei noch frei, sie wollten jetzt ihre Truppe heranholen, erklärten sie auf Befragen. Einen Augenblick überlegte Böhmer, dann entschloß er sich, die Brücke sofort zu besetzen und so lange zu halten, bis Verstärkungen durch die zurückkehrenden Kameraden herangeholt wären. Er empfahl ihnen dringende Eile und setzte seinen Weg fort. Nicht lange, da schwang sich dicht vor ihm die Brücke über den schimmernden Fluß, der wie Silber in den Sonnenstrahlen aufglänzte. — Aber — was war das? Deutlich zeichneten sich die Gestalten feindlicher Reiter gegen den hellen Himmel. Es war kein Zweifel, sie waren ihm zuvorgekommen und hatten soeben die Brücke in Besitz genommen! Nur schnelles Handeln konnte helfen. Umkehr wäre sicherer Tod gewesen — also mutig drauf los!



Graf Czernin, der bisherige österreichisch-ungarische Gesandte in Bukarest.

Auch forderte der junge Führer die Besatzung auf, sich zu ergeben. Die überraschten Feinde mußten annehmen, daß Jürgen einen größeren Truppenteil hinter sich habe. — Nachher, als sie sahen, daß sie sich hatten überlistet lassen, schossen sie wütende Blide auf Jürgen von Böhmer. Der befand sich in hoher Erregung, die von Minute zu Minute wuchs. Wenn nur die Patrouille von vorn für schnelle Verstärkung sorgte!



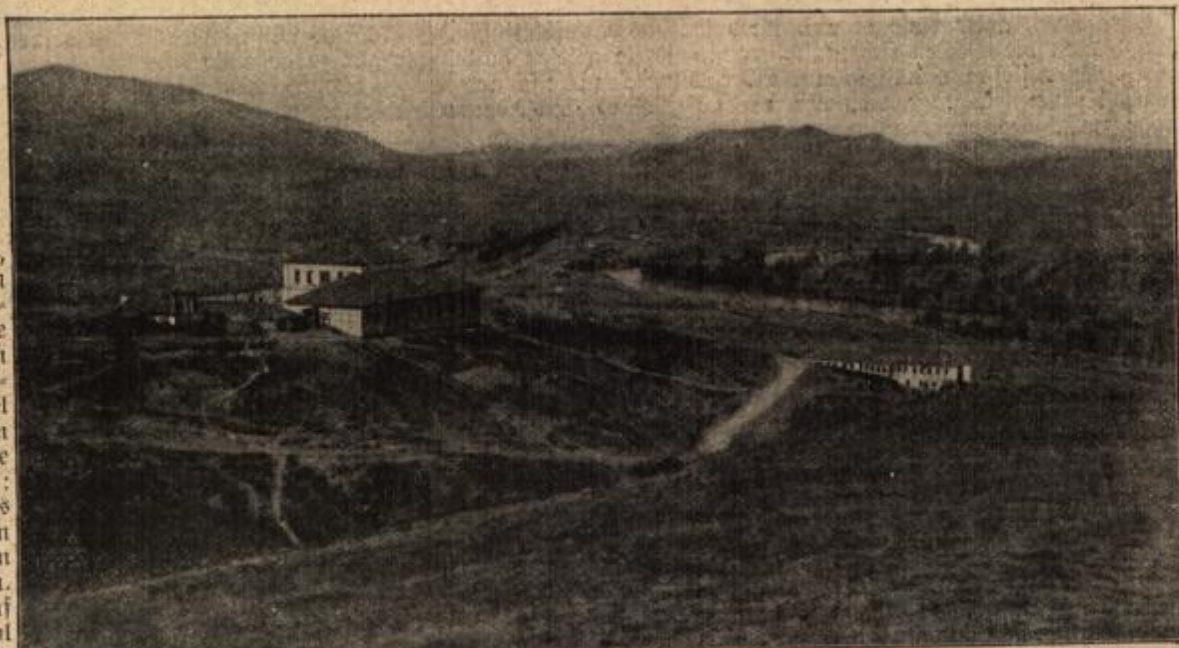
Der neue Ginnichbrunnen in Hamburg.

Er zog die Uhr und rechnete nach? Eine ganze Weile konnte es noch dauern. Sein Herz schlug wie ein Hammer. Kam der feindliche Nachschub eher heran, so war er mit seinen Leuten verloren. Er biß die Zähne zusammen: Nur



Generalmajor Wilhelm von Zebegeh. (Mit Text.)

einer Patrouille zu erkunden, ob die Brücke vor D. von den Engländern besetzt sei. — Gedankenvoll ritt er an der Spitze seiner kleinen Schar zwischen den Dünen. Es war ein wundervolles Bild, wie die Nebel vor den leuchtenden Strahlen der Sonne zerflatterten. Wie eine Verheißung schien es: Auch für dich kann noch alles gut werden! — Jürgen von Böhmer hob den Kopf wie in plötzlichem Siegesbewußtsein. Einmal noch diesen Druck auf der Seele loswerden, einmal wieder die Hand der Mutter halten — ach, nur nicht daran



Das Strumatal südlich von Dobru, der Schauplatz der Kämpfe zwischen bulgarischen und serbischen Truppen.

„Nun ja, aber man hört doch gern mal, was die Menschen von einem denken. So laß doch endlich diese dumme Nöthigkeit liegen — ganz nervös macht mich das! Komm, laß uns lieber ein wenig plaudern.“

„Geht nicht, Meta, nein, nein! Die Arbeit eilt — sie muß fertig werden — ich will's dir verraten; es ist der Rest meiner Aussteuer.“ Und glücklich lächelnd sieht sie zu der Freundin auf.

Diese aber wird immer erstaunter; endlich fragt sie kleinlaut: „Ja, bist du denn schon verlobt?“

Lucie glühend: „Dir kann ich es ja sagen — so gut wie verlobt!“ Und jetzt ist Meta ganz starr. „Davon ahnte ich ja gar nichts. Na, und wer ist es denn?“

Lucie schweigt erröthend.

In diesem Augenblick tritt Herr Wolfram ins Zimmer. Die beiden Damen zeigen ein freudiges Erstaunen.

Und er, ein stattlicher Mann von dreißig Jahren, mit leicht spöttischem Lächeln, begrüßt erst Fräulein Meta höflich, aber nur ein wenig förmlich, wie sie findet; dann geht er zu Lucie, küßt ihr die Hand, sagt auch ihr nur freundliche Worte; die Art aber und der Ton, in dem er zu Lucie spricht, verraten der immer mehr erkannten Freundin mit einem Male alles das, was sie vordem wissen wollte. Jetzt rafft sie sich auf, um ihre Enttäuschung nicht zu verraten, und nimmt rasch Abschied.

„Aber so bleib doch noch“, bittet Lucie. „Ja, mein gnädiges Fräulein“, sagt nun auch er, „das sieht ja aus, als hätte ich Sie vertrieben.“

Und nun kocht all der Groll und Ärger in ihr auf, und sie nimmt sich vor, ihm jetzt einen Hieb zu versetzen. Mit leichtem Lächeln entgegnet sie: „Nein, Herr Wolfram, mich hat noch kein Mann vertreiben können; aber ich habe zu arbeiten, denn, wie Sie ja wissen, bin ich eine von denen, die da Vorkämpferin sein will für ihr bedrücktes Geschlecht, die den Beweis erbringen will, daß man die Kraft der Männer bald auf allen Gebieten entbehren kann.“

Lächelnd meint er: „Sehr nett, wenn wir Männer dann dauernd in den Ruhestand versetzt würden.“

„Spotten Sie nicht, ich werde Ihnen beweisen, daß wir Mut und Kraft haben, daß wir tapfer sind!“

Er nickt lächelnd und sieht sinnend vor sich nieder.

„O, Sie glauben mir wohl nicht, wie?“ ruft sie, immer erregter werdend. „Nun, hoffentlich habe ich bald Gelegenheit, Ihnen zu zeigen, daß ich nicht nur schöne Worte zu machen verstehe!“

Auch jetzt noch schweigt er, nicht nur immer lächelnd und sieht zur Erde nieder.

Da fragt Lucie heiter: „Aber was starren Sie denn in einem fort dort in die Ecke?“

Mit leicht spöttelndem Lächeln entgegnet er: „Ich beobachte dort nur die niedliche, kleine Maus.“

„Eine Maus? Ach, wo denn?“ ruft fröhlich Lucie.

Fräulein Meta aber retiriert sofort auf einen Stuhl. Erregt und angstvoll bittet sie: „Ach, versagen Sie das gräßliche Tier, ja, bitte! Ich kann Mäuse nicht sehen, ganz nervös machen sie mich.“

„Nun, mein gnädiges Fräulein“, sagt er heiter, „vorerst haben Sie doch wohl nicht Mut genug — aber, bitte, kommen Sie nur herunter — es war nämlich gar keine Maus da, ich wollte nur sehen, wie weit Ihre Tapferkeit reicht.“

Beschämt steigt Meta herunter vom Stuhl; zitternd sagt sie: „Und Sie, mein Herr, wollen ein Freund der Frauenfrage sein?“

„O“, entgegnet er mit höflichem Lachen, „ich bin sogar ein eifriger Förderer dieser guten Sache, sobald ich sehe, daß man ernst und ehrlich dafür arbeitet; aber ich bekämpfe ebenso ernst alle Unwahrheiten, die diese Frage zeitigt, denn sie sind der Krebsgeschaden für die ganze Bewegung!“

Da verschwand Fräulein Meta Bergmann lautlos.

Lucie aber sagte mit fröhlichem Lachen: „Da will ich dann doch lieber auch weiter noch als ‚Hausmütterchen‘ gelten, ehe ich mich so blamiere!“

Er aber schloß sie in die Arme und rief: „Jawohl, denn so gefälltst du mir auch am besten!“

Ein Fensterkrieg.

Der König Ludwig XIV. von Frankreich hatte zu seinem Kriegsminister den durch Eigensinn berühmten Louvois berufen und hielt auch so große Stücke von ihm, daß er ihn

nach Colberts Tod auch zum Leiter der öffentlichen Bauten ernannte. — Bekanntlich liebte es der König, prachtvolle Paläste aufzuführen, und da er gerade für Frau von Maintenon ein neues Lustschloß, Trianon, errichten ließ, welches nach seinem Geschmack zu unbedeutend ausfiel, so ließ er es vor der Vollendung gleich wieder niederreißen und beauftragte Louvois damit, ein würdigeres zu erbauen.

Das geschah. Als aber der König das im Bau befindliche Haus besichtigte, fiel ihm auf, daß eins der Parterrefenster störend gegen die Gesetze der Symmetrie verstieß. Er besah tatsächlich einen scharfen Blick für alles, was in der Beziehung nicht ganz korrekt war, und tat sich viel darauf zugute.

Louvois aber, der an Unfehlbarkeitsdünkel fast noch seinen königlichen Herrn übertraf, wollte sich die Aussetzung nicht gefallen lassen und erklärte das beanstandete Fenster für durchaus richtig. — Dieses ärgerte den Monarchen, der nicht den leisen Widerspruch vertragen konnte, und er beschloß, den Erbauer gewaltsam von seinem Irrtum zu überführen.

Er wendete sich nun an den berühmten Vénötre, den Schöpfer der französischen Gartenbaukunst, der sich eines anerkannt vorzüglichen Geschmacks erfreute, und fragte ihn, wie ihm Trianon gefalle.

Der große „Gartenarchitekt“, wie man damals sagte, „Landschaftsgärtner“, wie man heute sagen würde, behauptete, es noch nicht gesehen zu haben.

Der König beauftragte ihn, sich das Bauwerk anzusehen und besonders auf das Parterrefenster zu achten, das sein Mißfallen erregt hatte. Dabei sprach er sich entrüstet darüber aus, daß Louvois sich nicht einmal von ihm einen Tadel gefallen lasse und ihn schwer beleidigt habe.

Vénötre kannte den herrschsüchtigen Minister ebenfalls von dieser Seite schon allzu gut. Er war durchaus nicht begierig darauf, ihn sich zum Feinde zu machen.

Und als sein König ihn tags darauf fragte, ob er sich Trianon angesehen habe, schüttelte er allzu lange große Überbürdung mit Arbeiten vor, die ihn an der Besichtigung verhindert habe. Da merkte Ludwig, daß der zum Schiedsrichter Aufgerufene es weder mit ihm noch mit dem allmächtigen Hofmann verderben wollte, und deshalb sein Urteil lieber für sich behielt.

Gerade das aber reizte ihn doppelt. Ohne Umstände befohl er ihm, den folgenden Tag zu einer bestimmten Stunde ihn und Louvois in Trianon zu erwarten.

Demgegenüber konnte Vénötre nichts tun. Er erschien, wie befohlen, beim Neubau und sah auf den ersten Blick, daß der König im Rechte war. Gleich nach ihm traf auch dieser mit dem Minister ein. Sofort wendete sich Ludwig an den Gartenkünstler mit der Frage, wie er über das bewusste Fenster denke. Vénötre mühte sich, einer direkten Antwort auszuweichen. Ungebuldig aber befohl ihm der verdöhlte Herrscher, mit Zirkel und Winkelmaß die Lage des Fensters nachzumessen. Louvois murrte zwar vernehmbar über einen solchen Eingriff in seine Machtsphäre; Vénötre aber nahm die befohlenen Messungen vor.

„Nun?“ fragte Ludwig gespannt, als der Gartenarchitekt seine Werkzeuge zusammenklappte. Es half kein Sträuben: die aufgeschriebenen Maße, die dem König übergeben werden mußten, bestätigten, daß dieser mit seiner Ausstellung recht gehabt hatte.

Nun hielt der Monarch mit seinen Empfindungen nicht zurück. Wie ein Sturzbad ergossen sich die bittersten Vorwürfe über den eigensinnigen Leiter der öffentlichen Bauten.

Waren schon die Vorwürfe schlimm genug, so versetzte den der Umstand, daß er sie in Gegenwart der Höflinge, der Bauarbeiter und der Dienerschaft zu hören bekam, in wahnsinnige Wut. Unverzüglich sagte er zu seinen vertrauten Freunden: „Ich bin eines lumpigen Fensters wegen bei dem König in Ungnade gefallen. Zum Glück bin ich ja aber nicht nur Bau-, sondern auch noch Kriegsminister. Was mich retten kann, ist ein Krieg, der ihn von seinen Bauten abzieht und mich unentbehrlich macht. Nun — er soll ihn haben!“

Und er machte seine Drohung wahr. In kurzer Zeit hatte er sein Land in einen Krieg mit Deutschland, England, Holland, Spanien und Savoyen verwickelt, einen Krieg, der von 1688 bis 1697 dauerte, Ströme Menschenbluts verschlang, dem Deutschen Reich Straßburg kostete, die schmachvolle Verwüstung der Pfalz herbeiführte und selbst nach Louvois' Tode noch sechs schreckliche Jahre wüthete. Und das alles im letzten Grunde wegen eines nicht ganz symmetrisch angebrachten Fensters!

E. D.

Begierbild.



Wo ist der Jäger?

„Als wir im vorigen Herbst die Ebersburger in blutiger Feldschlacht an der Nidda niederrangen, sah ich den Heinz zum erstenmal seit seinem Treubruch wieder. Leicht wär' es damals mir gewesen, ihm das Leid, so er mir angetan, blutig zu vergelten, denn zum Tode erschöpft von dem heißen Kampfe, lehnte er an einem Baum, verlassen von den Seinigen. Doch war ich eingedenk des Gotteswortes: „Die Rache ist mein“ und ritt an ihm vorüber. Doch laß uns jetzt von etwas anderem reden, Welf! Hab' ich auch das Vergangene überwunden, so schmerzt mich doch das Erinnern. Was gedenkst du jetzt zu tun? Willst du nach Frankfurt reiten, um dem Rat die Kunde von Herrn Burthard Limpurgs Mißgeschick zu überbringen?“

„Der Knechte einer mag die Botschaft melden! Ich selbst kehre nicht eher nach Frankfurt zurück, bis es mir gelungen ist, Herrn Burthard aus der Gefangenschaft zu lösen!“

„So gedenkst du dich zum Waffendienst bei unserem hochwürdigsten Herrn zu melden? So recht — hochwillkommen ist uns ein jeder tapfere Arm!“

Welf schüttelte den Kopf und erwiderte:

„Vielleicht geselle ich mich euch zu einer späteren Zeit als Waffengefährte, doch jetzt kenne ich nur das einzige Bestreben, Herrn Burthard zur Freiheit zu verhelfen.“

Ueberrascht wendete sich Bruder Volter um und fragte langsam: „Wie aber willst du das beginnen, Freund? Herr Bertold hat dir seine Hilfe doch vorläufig versagt! Gedenkst du denn mit deiner Handvoll Knechte die mächtigen Ebersburger zu bekriegen? Das wäre heller Wahnsinn! Gedulde dich, bis unsere anderen Feinde niedergeworfen sind, dann schlägt gewiß auch den Räubern auf der Ebersburg ihr Stündlein!“

„Darüber geht wohl Jahr und Tag dahin — so lange kann ich nimmer mich gedulden! Nein — ohne Säumen geh' ich an das Werk!“

„Wie willst du aber das Unmögliche vollbringen? Bedenke —“

„Mein Wort hab' ich versprochen, das Äußerste zu wagen!“ unterbrach Welf den mahnenden Freund. „Wohl weiß ich, daß ohne Herrn Bertolds Hilfe mit Gewalt nichts auszurichten ist, drum soll mich List zum Ziele führen, und du, mein Freund, sollst mir mit klugem Räte dazu helfen!“

Einige Augenblicke sah Bruder Volter den Sprecher fragend an, dann ging es wie ein Blitz des Verstandes über seine Züge.

„Du hast dein Wort versprochen, lieber Welf? Ich ahne wohl, was dich dazu getrieben und halte es als Freund für meine Pflicht, dich wohlgemeint zu warnen! Wenn mich nicht alles trügt, dann treibt die Hoffnung auf Befriedigung heißer Wünsche dich zu törichtem Beginnen. Glaubst du, daß diese Hoffnung sich erfüllt, selbst wenn das Wagnis dir gelingen sollte?“

Welf hatte erröthend die Augen vor dem Bruder gesenkt, der mahnend fortfuhr:

„Vielleicht verschwendest du die heiligsten Gefühle deines Herzens, gibst vielleicht dein junges Leben hin für einen Traum, dem ein schmerzliches Erwachen folgen muß. Vor diesem Schicksal möcht ich dich bewahren. Nie wird es der Patrizierstolz des Rathsherrn Burthard Limpurg gestatten, daß sein einzig Töchterlein einen Kriegsknecht freit, selbst wenn er diesem die Freiheit und das Leben verdankt. Bedenk das wohl!“

„Ich habe es bedacht!“ erwiderte Welf leise. „Weil du mit scharfem Blick erkannt hast, was mein Innerstes durchbebt, so will ich offen dir Vertrauen schenken. Ja — ich liebe Herrn Burthards Tochter heiß und innig und kenne keine größere Seligkeit als ihre Nähe! Und hoffnungslos ist meines Herzens Neigung nicht, das hat Gerlinde mir in ihrem ganzen Wesen seit gestern kundgetan. Wohl weiß ich, daß der Unterschied des Standes wie eine ungeheure Kluft mich von ihr trennt, doch sage ich deswegen nicht! Der Kraftbewußte darf selbst nach den höchsten Zielen streben!“

Wieder umspielte die Lippen des Bruders ein trauriges Lächeln, als er entgegnete: „Ich will dir keine frohe Zuversicht nicht rauben, Freund — das eine nur geb' ich dir zu bedenken! Der Frauen Herze ist ein wetterwendisch Ding, das seine Gunst je nach dem Zeitenlauf verschenkt. Ist auch Herrn Burthards Tochter gegenwärtig dir gewogen, zur Zeit, in der sie dich und deine Hilfe braucht — glaubst du, daß sie auch dann ein tieferes Gefühl dir entgegen bringt, wenn sie der Sorgen ledig ist? Und wenn sie selbst so festen Sinnes wäre und niemals von dir lassen wollte, selbst gegen Wunsch und Willen ihrer stolzen Sippe — willst du dann ihre Liebesleidenschaft benutzen und dich als Unwillkommener, mit schlecht verhehlter Abneigung Angesehener zwischen Kind und Vater drängen?“

„Darüber hab' ich noch nicht nachgedenken und sinne nicht darüber nach!“ erwiderte Welf lehaft. „Angstliches Grübeln und Erwägen über das was kommen könnte, ist nicht meine Art! Ich traue meinem Sterne und will, trotz allem, was sich mir entgegenstellt, zum mindesten mit allen Mitteln trachten, das höchste

Glück zu erringen, das es hienieden für mich geben kann! Wohl kann ich es verstehen, daß dir alle Frauen wankelmütig scheinen, weil dir von einer bitteres Leid widerfahren ist; ich kann nicht diesen Glauben mit dir teilen, und eine innere Stimme raunt mir zu, daß ich auf meiner Golden festen Sinn, auf ihre unwandelbare Treue, fest bauen darf!“

Wie Siegesbewußtsein klang es aus den Worten des Sprechers, und es mußte etwas Überzeugendes in denselben liegen, denn Bruder Volters Mienen hellten sich auf, als er entgegnete:

„Der liebe Gott und seine Heiligen, sie mögen fügen, daß du an deinem Glauben niemals irre wirst! Von ganzem Herzen wünsche ich dir Glück, und wenn ich selbst dir eine Hilfe leisten kann, so sieh' ich dir mit ganzer Kraft zur Seite. Du wolltest meinen Rat — so laß mich hören, wie ich dir raten soll?“

„Vielleicht wirst du mich einen Narren schelten, wenn ich dir sage, was ich beginnen will. Doch bin ich fest entschlossen, es zu wagen, und wenn das Glück mir hold ist, geht alles wohl zu einem guten Ende. Sobald der Reitende, den ich nach Frankfurt sende, zurückgekehrt ist und mir aus meinem väterlichen Hause verschiedene Dinge überbracht hat, die mir zu meinem Plane nötig sind, dann wandere ich nach der Ebersburg!“

Als habe er nicht recht gehört, sah Bruder Volter den Freund zweifelnd an und fragte:

„Du willst dich in des Löwen Höhle wagen — du ganz allein?“

„Allein und ohne Waffen! Vorher jedoch muß ich vertraut mit vielem sein, was mir zu wissen not. Du kennst die Ebersburg bis in den letzten Winkel; ein jeder Weg und Steg in ihrer Runde ist dir vertraut, nicht minder weißt du mir die Ritter und ihre Genossen genau zu schildern. Von ihrem Leben und Treiben, von dem, was jemals auf der Burg geschehen, kannst du gewiß mir Kunde geben. Dies alles begehre ich zu wissen!“

„Zu welchem Ende aber, Freund?“ fragte der Bruder verwundert. „Wohl vermag ich es, wie wohl kein zweiter, alles zu schildern, was die Ebersburg betrifft, verweilte ich als Bube und als Jüngling doch fast jeden Tag in ihren Mauern. Doch wie dies deinen Zwecken dienlich sein soll, vermag ich nicht zu fassen!“

„Vernehme denn, was ich im Schilde führe!“ erwiderte Welf.

Und seinen Schemel nähernd, begann er mit gedämpfter Stimme auf den Freund einzusprechen. Lange und ausführlich. Es mußten wohl abenteuerliche Pläne sein, die er entwidelte, denn mehrmals schüttelte Bruder Volter bedenklich das Haupt und machte Einwände, die aber alle von Welf wortreich widerlegt wurden. Und je länger dieser rebete, desto aufmerksamer hörte der Freund zu; die Verwegenheit des Vorhabens schien auch ihn zu begeistern, und sich erhebend sagte er schließlich:

„Wenn nicht ein unvorhergesehenes Mißgeschick dich trifft, so könnte dir fürwahr der kühne Plan gelingen. Glück zu, Freund Welf! Dem Mutigen hilft Gott! Was ich dir raten und helfen kann, das soll geschehen!“

4. Auf der Ebersburg.

Auf der Ebersburg ging es hoch her. Hatte sich doch die bei dem Überfall des Frankfurter Warenzuges gemachte Beute als so reichhaltig und mannigfach erwiesen, daß die Ritter eine gute Weile lang herrlich und in Freuden leben konnten. Neben einer großen Anzahl Ballen Leinwandspinnstoffs und wollener Tuche, war den adeligen Räubern eine Menge feiner Webstoffe — Pfelle, Baldelin, Zindel, Seide und Samt — in die Hände gefallen, sowie einige Kässer und Tonnen der schon in damaliger Zeit in ganz Deutschland berühmten Frankfurter Fleisch- und Würstwaren — alles Dinge, die Herr Burthard Limpurg in Leipzig mit Gewinn veräußern und gegen andere Waren, besonders Rauchwerk, eintauschen wollte. Nicht zu vergessen der vielen Tonnen edlen Rheinweins, welcher den Hauptteil der Fracht ausgemacht hatte, und der jetzt dazu dienen mußte, in endlosen alltäglichen Gelagen das Gelingen des Handstreichs zu verherrlichen. Da war es kein Wunder, daß Herren und Knechte tagelang nicht aus dem Laumel heraustamen, und daß sich täglich Gäste auf der Burg einfanden — Schnapphähne und Stegreifritter von den Burgen im Umkreis, die, wie die Bienen den Honig, sofort nach dem Überfall gewittert hatten, daß auf der Ebersburg Überfluß herrschte, und daß es daselbst freie Zechen gab. Und wenn auch nicht mit überströmender Freude, so wurde diesen Schmarotzern doch willig Gastfreundschaft von den Herren der Ebersburg gewährt, denn diese waren auf die Hilfe der Spießgesellen angewiesen, wenn es sich um eine größere Unternehmung gegen den streitbaren Fürst von Fulda handelte, dessen starke Faust die Ebersburger im vorigen Herbst gespürt hatten, ohne aber durch Schadenflug geworden zu sein. Vielmehr war es seit ihrer damaligen Niederlage ihr glühendes Bestreben, die Scharte auszuwischen, zu welchem Zwecke sie die Mitterschaft des ganzen Umkreises gegen die Abtei aufgewiegelt hatten, so daß sie eigentlich die Veranlasser der ausgebrochenen Fehden waren. Nachdem

Wiegenlied.

Leise die Wiege schaukelt
In dem traulichen Raum,
Und mein Kindchen umgaukelt
Leise ein holder Traum.
Süße, rosige Grübchen
Gräbt er um Wangen und Mund
Meinem schlafenden Bübchen
In der dämmernden Stund'.

Knospengleich in den Rissen
Liegt es da und es lacht.
Möcht' nur den Traum gern wissen,
Der es so glücklich macht.
Johanna Weiskirch.

Unsere Bilder

Das neue Zentraljustizgebäude in Nürnberg. Der Monumentalbau wurde während des Weltkriegs errichtet nach den Plänen des inzwischen verstorbenen Ministerialrates Hugo v. Hoefel in München. Zwischen den oberen Fenstern der Fassade des Mittelbaus stehen in Nischen auf Konsolen die in Kalkstein gemeißelten lebensgroßen Figuren von dreizehn berühmten Rechtsgelehrten und Verfassern rechtswissenschaftlicher Werke, sowie des oströmischen Kaisers Justinian. Die Kosten des großzügigen Bauwerks betragen acht Millionen Mark.

Generalstabsmajor Wilhelm von Zebegny, der älteste Offizier und Generalstabler der k. u. k. Armee, der als 84-jähriger zu Kriegsbeginn wieder einrückte, wurde mit dem „Signum laudis“ ausgezeichnet.

Allerlei

Aus der Schule. Lehrer: Lehmann, Sie sind sehr empfindlich, gleich sind sie mit Tränen bei der Hand. Warum weinen Sie denn eigentlich? — Schüler: „Ich fühle mich verletzt, weil Sie mich immer so anherrichen.“ — Lehrer: „Ach papperlapapp! Sie machen's wie das Krokodil, Sie ziehen Ihr Taschentuch heraus und weinen Krokodilstränen.“

Der Komponist Chopin war von einer vornehmen Dame zum Diner eingeladen und wurde nach Tische von ihr gebeten, etwas zu spielen. Der damals schon etwas leidende Meister weigerte sich zuerst, dann nahm er vor dem Piano Platz und spielte eine reizende, aber sehr kurze Einleitung. — Die Dame des Hauses war ganz entzückt und bedauerte nur, daß das Stück so kurz sei. Da faltete Chopin die Hände, blidete die Dame stehend an und meinte dann: „Ach, ich habe ja auch so wenig gegessen!“

Der Kritiker wider Willen. Der französische Schriftsteller Jean François Marmontel (1732—1799), dessen „Moralische Erzählungen“ (Contes moraux) noch heute viel gelesen werden, hatte als literarischer Anfänger, wie natürlich, manchen Mißerfolg zu verzeichnen. — Namentlich im dramatischen Genre gelang es ihm nur schwer, sich eine Stellung zu schaffen, obgleich er schließlich eine ganz stattliche Anzahl von Trauer-, Sing- und Lustspielen, sowie komischen und ernsten Opern anzuführen vermochte, die es sämtlich zu einem hübschen Erfolg gebracht hatten. So wurde eine seiner Opern „Die Guirlande“ mit wenig Beifall aufgenommen. An einem Abende nun, da das Stück wieder in Szene ging, fuhr der Dichter in einem Mietswagen durch die Stadt Paris. In der Nähe des Schauspielhauses erlitt das Fuhrwerk eine leichte Beschädigung. Aus Anlaß dieses Unfalles rief Marmontel dem Kutsher zu, er möge nicht über den Opernplatz fahren, damit sein Gefährt in dem Gewühle der dort verkehrenden Wagen nicht noch ärger beschädigt werde. Doch der Kutsher, dem sein Fahrgast unbekannt war, meinte gutmütig: „O, es ist nichts zu fürchten, gnädiger Herr! Man gibt heute „Die Guirlande“, da ist es totenküß auf dem Platz, von Gedränge keine Spur, und mit dem Passieren hat's seinen Anstand. He, Life, hoppla!“ — Marmontel machte ein langes Gesicht und steckte einen ziemlich großen Teil des Trinkgeldes, welches er dem waderen Koffelenter zugebacht hatte, wieder in die Tasche.

Wagdorf und Mantuffel. Der Graf von Wagdorf, Minister des Königs von Polen, wollte seinen Kollegen, den Grafen von Mantuffel, bei Hofe unendlich machen, weil die Kunst und die Talente desselben seine Eifersucht erregten. Zu diesem Behufe begab er sich eines Tages an den Hof, versehen mit einer Schrift, welche alle Anklagepunkte gegen Mantuffel enthielt. Er findet diesen selbst im Vorzimmer des Königs, auf den Augenblick harrend, dem Könige seine Aufwartung machen zu dürfen. Während nun die beiden Feinde sich aufs höflichste unterhielten, zieht ein Affe, den August II. zu seinem Vergnügen angeschafft hatte, dem Wagdorf leise und unbemerkt das bewusste Papier aus der Tasche und läßt es zu Boden fallen. Mantuffel sieht es und setzt, nichts Gutes ahnend, gleich den Fuß darauf, bis Wagdorf sich entfernt, um zum Könige zu gehen, und diesem seine Beweisstücke vorzulegen. Vergebens aber sucht der Graf seine Papiere, als er nun vor dem Monarchen steht; er wird durch den Verlust derselben so verwirrt, daß er kein Wort hervorbringen vermag und tief

beichämt weggieht. Mantuffel hat indes Zeit genug, mit Ruhe alle Anklagepunkte seines Feindes durchzulesen, um nun von seiner Seite Maßregeln zu treffen, seinen verhassten Nebenbuhler zu vernichten. St.

Gemeinnütziges

Die Tomaten werden zum großen Teil unreif bleiben, wenn gleich die schönen Spätherbsttage des September noch viele Früchte zum Reifen gebracht haben. Aber auch die grünen Früchte können verwertet werden, da sie ein ausgezeichnetes Kompott ergeben. Sie werden in dünne Scheiben geschnitten, ebenso Zitronen, deren Kerne jedoch vorher entfernt worden sind, dann wird die Masse mit Beigabe von einigen Stücken ganzen Zimt im eigenen Saft — ohne Wasserzusaß — weich gekocht, durch ein Sieb gedrückt und mit Zucker zu Gelee eingedickt. Dieses wird in Gläser gefüllt und letztere mit Pergamentpapier verbunden. Auf 1 Kilogramm Tomaten werden 300 Gramm Zucker und eine Zitrone genommen.

Rosentroststauden, die in der Entwicklung zurückgeblieben sind, werden um die jetzige Zeit entpuppt, indem der Gipfeltrieb entfernt wird. Sind die Röschen noch sehr zurück, so kann auch wöchentlich einmal mit Jauche gedüngt werden. Damit muß aber aufgehört werden, sobald die Stauden ausgebildete Röschen besitzen.

An Kohl- und Krautköpfen müssen außen immer ein paar Blätter als Schutzblätter bleiben. Das Biegen darf nicht ausarten. Die Schutzblätter werden erst bei dem Verbrauche entfernt.

Zufträge der Kanarienvögel behandelt man durch Bestreichen der extraktierten Stellen mit Perubalsam, dem etwas Spiritus beigemischt wird. Hat die Kräfte die Zehen angegriffen, so sind die Stippen mit Weinwand zu umwickeln.

Weißes Woll- und Tuchstoffe befreit man von Schmutz- und Staubflecken, indem man sie mit einer Mischung aus gleichen Teilen feinem Salz und Kartoffelmehl abreibt.

Der Geranienrückschnitt darf nicht im Herbst und Winter erfolgen, da die Schnittstellen leicht faulen. Sollte sie und da ein Zweig abbrechen, so ist die glatt nachzuschneidende Stelle mit Holzkohlenstaub zu bestäuben. Der Rückschnitt erfolgt erst im Frühjahr kurz vor oder nach dem Umtopfen.

Trocknung und Lüftung des Getreides erreicht man auf dem Schüttboden am schnellsten und besten, wenn die Fenster und Türen bis auf den Erdboden herabreichen.

Gegen Nasenröte haben sich Umschläge mit einer fünfprozentigen Alaunlösung sehr gut bewährt. Eine Portion Watte wird mit der Lösung getränkt, auf die Nase gebracht, mit Guttaperchapapier bedeckt und durch eine Binde befestigt. Man macht solche Umschläge am besten abends und läßt sie die ganze Nacht wirken.

Rätsel.

A	*	*	*	*
H	*	*	*	*
A	*	*	*	*
A	*	*	*	*

Die leeren Felder in vorstehender Figur sind derart mit Buchstaben auszufüllen, daß in den waagerechten Reihen folgende Wörter entstehen:
1) Ein Monatsname.
2) Ein Musikinstrument.
3) Ein geistiges Getränk.
4) Eine Stadt in Italien.

Nachdem alle Wörter richtig gefunden sind, ergeben die beiden durch die Sternchen markierten Reihen im Zusammenhange gelesen eine über Richard Wagner.

W. Spangenberg.

Bilderrätsel.



Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Monatsname: April, Mai, Juni, Juli, August, September, Oktober, November, Dezember.
Des Musikinstrumentes: Klavier, Orgel, Harmonika, Gitarre, Violine, Violoncello, Kontrabaß.
Des geistigen Getränks: Wein, Bier, Sekt, Schnaps, Whisky, Cognac, Rum, Brandy.
Der Stadt in Italien: Rom, Florenz, Venedig, Neapel, Mailand, Turin, Genua, Bologna, Padua, Verona.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Ein: Gefa

Du fa als mir mel wüt zu rächen. I trudis heimlich der Ebersburg an das Tor ge wart wurde mir bedeutet, daß ihm ver boten sei, mich einzulassen. — Ich ließ Heinz von Ebersburg zum ritterli chen Zweikampfe for dern, doch der löst so Kamp fesmutige, er stellte sich nicht meinem Schwerte, und all mein Trac ten, ihn zu dem Wassen gang zu zwin gen, es schlug fehl. Daß nach solch schlim mem Gescheh nis zwischen uns und den Rittern auf der Ebersburg bittere Feind schaft entstand, kannst du dir denken. Die se Feindschaft artete in Feh de aus, welche damit endete, daß mein vä terlicher Hof von der über wältet ward. meine arme Hauses erschla treuer durch d verloren — d